

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 98. Bromberg, den 30. April 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

Das Auto sauste einen langen Hügel hinab. Erik richtete sich auf und gähnte. „Sind wir nun bald in Rußland?" murmelte er. „Selbst schwüle Hotelzimmer haben ihre Vorzüge. Sie stehen still und enthalten Betten."

„Die Fahrt ist zu Ende", erwiderte Colt und stoppte. „Dein Bett erwartet sich in zwanzig Meter Entfernung."

Erik merkte erst jetzt, daß sie vor einem Staket hielten, hinter dem zwischen Bäumen hindurch eine Villa zu sehen war.

„Hier? Aber es ist ja dunkel und zu!"

„Natürlich, da niemand zu Hause ist. Mach' die Pforte auf, damit ich hineinfahren kann."

Nachdem er zaudernd gehorcht und die Pforte wieder geschlossen hatte, ging Erik den Kiesweg hinauf. Colt hatte die Autolampen abgestellt. Jetzt stand er mit den Händen in den Taschen und betrachtete das hübsche, zweistöckige Haus. Dann holte er einen Schlüsselbund hervor und begab sich nach der Rückseite.

„Küchentüren lassen sich leichter überreden", sagte er.

„Aber — bist du hier schon mal gewesen?"

„Merkst du denn nicht, daß ich mich hier ganz zu Hause fühle?"

„Wem gehört denn die Villa?"

„Einem guten Freund von mir." Colt probierte einen Schlüssel nach dem anderen aus. „Einem Künstler — Fingal Renberg. Du kennst ihn vielleicht. Er ist jetzt in Italien."

„Aber —"

„Oh, ihm wird es recht sein, wenn wir hier ungeladen zu Gaste kommen. Er hat mich sogar dazu aufgefordert. Du brauchst dir also keine Gewissensbisse zu machen, old man!"

Erik lachte. Er hatte nichts gegen dies Abenteuer einzuwenden, das ihn an ausgelassene Studententage erinnerte. Sie betraten einen dunklen Gang, der zur Vorhalle führte, in der Colt den Lichtkreis seiner Taschenlampe tanzen ließ. „Die Treppe hinauf!" kommandierte er. „Die Schlafzimmer sind oben."

Sie stiegen die breite, teppichbelegte Treppe hinan und befanden sich nun in einem Flur, der am äußersten Ende ein Fenster aufwies. An den Wänden prangte eine reichhaltige Sammlung von Stoßwaffen verschiedener Zeitalter: Pallasche, Speere, malaiische Krise, arabische Chandschare, türkische Krummsäbel, Duellwaffen, Assagais und japanische Schwerter.

„Das ist ja ein kriegerischer Künstler!" bemerkte Erik, indem sie das nächste Zimmer betraten. „Und reich muß er auch sein", setzte er hinzu, als er den Lichtschalter gefunden hatte und sich in dem eleganten Rauchzimmer mit seinen schweren Klubsesseln umsah, während Colt auf das Fenster zuging, hinausblickte und dann die Gardinen vorzog.

„Wenigstens dürfte er guten Whisky haben", entgegnete er und fand denn auch bald in einem Wandschrank eine Flasche, zwei Gläser und einen Siphon, die er auf den Tisch stellte.

Sie ließen sich nieder und tranken, aber das Gespräch wollte nicht recht in Gang kommen. Colt war zerstreut, begann eine abenteuerliche Geschichte aus Betschuanaland zu erzählen und verstummte, bevor sie zu Ende war.

„Du fährst also morgen mit dem Zwölfuhr-Dampfer nach Jägarö?" fragte er dann ganz unvermittelt und stand auf, als Erik bejahte. „Ich glaube, wir sind reif zum Schlafengehen", sagte er und blickte mit dem Glas in der Hand auf Erik hinab. „Ein Hoch auf die Reynoldschen Milliarden! Möchten sie bald in die rechten Hände gelangen!"

II.

Es war sieben Uhr morgens, als Erik erwachte. Sein Bewußtsein wogte in panischem Schreck vor irgendeinem fürchterlichen bösen Traum empor, und er warf sich unruhig im Bett hin und her. Die Traumbilder erbleichten allmählich, aber eine Szene hielt hartnäckig stand: er hatte barfuß auf dem kühlen Fußboden gestanden ... er war furchtbar erregt gewesen ... vor ihm lag eine regungslose menschliche Gestalt mit dem Gesicht nach unten am Boden ... ein unbekannter Mann in braunem Anzug ... tot!

Schaudernd streckte Erik die Arme von sich. Der alte Angsttraum, getötet zu haben, hatte ihn wieder befallen — natürlich weil von seinem Somnambulismus die Rede gewesen war! Das Herz pochte noch heftig, und sein Mund war heiß und trocken — sie hatten gestern wohl auch reichlich viel getrunken. Unwillkürlich öffnete er die Augen und sah sich nach Wasser um.

Keine Karaffe zu sehen! Auch die Möbel waren ihm fremd, und das Fenster befand sich nicht da, wo er es erwartet hatte. — Ach ja, er lag ja in einem fremden Hause, dessen Besitzer er weder kannte noch je gesehen hatte. Alles war still. Im Nebenzimmer lag Colt und schlief. Die ganze Situation, die ihm gestern spaßig vorgekommen war, dünkte ihm jetzt minder behaglich. Er beschloß, sofort aufzustehen und die Villa zu verlassen, sobald er Colt dazu bewegen konnte.

Nun saß er auf dem Bettrand und hob die rechte Hand, um sein wirres Haar zurückzustreichen, aber mit einemmal stockte diese Geste, und er sperrte die Finger auseinander. Zwischen Daumen und Zeigefinger war die Haut rauh und gerötet, wie von einer dünnen, dunkeln Kruste. Er untersuchte die Hand, ohne irgendeine Wunde entdecken zu können. Daß sie am Abend zuvor nicht dagewesen war, wußte er bestimmt. Mit steigendem Unbehagen warf er einen Blick auf seine nachlässig beiseite geworfenen Kleider und stand rasch auf.

Da trat er auf einen Metallgegenstand, der halb unterm Bett lag, und hob ihn auf, um ihn verwundert zu betrachten. Es war ein spanischer Degen mit Toledoklinge und schalenförmigem, mit Gold und Perlmutter eingelegtem, durchbrochenem Griff.

Aber die Klinge war nicht blank. Sie war — wie von einer unsichtbaren Macht geschleudert stand Erik plötzlich mitten im Zimmer. Sein Herz benahm sich wie ein schlechter Motor, setzte ein paar Schläge aus, um dann wieder heftig und ungleichmäßig zu klopfen. Ein kalter, unbarmherziger Lichtstrahl durchschoß sein noch halb benebeltes Gehirn.

Dies war kein Traum. Er war wach! Er hatte geträumt, aber jetzt war er wach. Geträumt? Hatte er wirklich geträumt? Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust: was er im Traum gesehen zu haben glaubte — es war der Flur jenseits der Tür!

Blindlings tastete er sich zur Tür hin. Er wollte nicht nach der Richtung hinsehen, aber er tat es.

Mitten im Gang lag etwas Regungsloses auf dem staubigen Linoleum. Ein Mensch lag da — unnatürlich zusammengekrochen, mit dem Gesicht nach unten. Ein kleiner Mann in braunem Anzug.

Nach einem vollkommen unermeßlichen Zeitraum gewahrte Erik noch etwas anderes. In der Staubschicht auf dem bläulichen Linoleum waren deutliche Spuren seiner eigenen nackten Füße zu sehen — in einer doppelten Reihenfolge, hin und wieder zurück. Ein erstickendes Gefühl unsagbarer Hilflosigkeit übermannte ihn. Er mußte sich am Türpfosten stützen.

Der Unbekannte hatte kurzgeschnittenes braunes Haar. Der linke Arm war lang ausgestreckt. Daneben lag eine Taschenlampe. Und er regte sich nicht. Er lag ganz still.

Erik rannte quer über den Flur und klopfte an Colts Tür. Er wollte sie nicht öffnen, aber sie ging gleich auf, und Colt stand auf der Schwelle. Er war noch in Hemdsärmeln und band eben seinen Schlips um.

„Colt", stammelte Erik, „als ich — soeben aufwachte — ich träumte — der Degen lag unter meinem Bett . . ." Er fuhr fort, zusammenhanglose Worte zu stottern.

Die schwarzen Augen weiteten sich langsam. Sie wanderten zwischen dem Degen in Eriks Hand und der am Boden liegenden Gestalt hin und her. Plötzlich ging Colt rasch drauf zu und beugte sich über sie. Erik, der ihm folgte, sah, daß der Unbekannte einen kurzen, dunkeln Schnurrbart hatte. Die rechte Hand war zur Hälfte vom Körper bedeckt und umfaßte einen Revolver. Colt blickte zu seinem Kameraden auf.

„Tot?" wisperte dieser.

„Ja. Von hinten erstochen, zwischen den Schulterblättern." Colt deutete auf die Fußspuren im Staub. „Du siehst — es nützt nichts, die Wahrheit abzuleugnen. Du bist einmal zu oft genachtwandelt."

Erik ließ den Degen fallen und drehte sich um. Im Schlafzimmer sank er auf einen Stuhl nieder und suchte ein Ohnmachtsgefühl zu bekämpfen. Es war also geschehen. Was er insgeheim befürchtet hatte, war zur stahlharten Gewißheit geworden. Er hatte einen Menschen getötet . . .

Jetzt erschien Colt in der Tür. Er hatte sich fertig angezogen und seine Fahrhandschuhe geholt. Er sprach knapp und energisch.

„Nimm dich zusammen. Wir müssen so rasch wie möglich von hier fort. Ich werde dir beistehen."

„Aber sage mir . . . wer . . . Wer ist . . . Vielleicht der . . . ."

„Nein, der Besitzer der Villa ist es nicht. Ich kenne den Mann nicht. Er scheint sich durch die Küchentür eingeschlichen zu haben."

„Meinst du, daß es . . . ein Einbrecher . . ."

„Er sieht so aus. Sahst du, daß er einen geladenen Revolver hatte? Es war keine ungefährliche Begegnung für dich, als du diese Nacht im Schlaf wandeltest. Es ist sogar geradezu die Frage, ob du nicht im Verteidigungszustand handeltest."

„Hörtest du irgend etwas?"

„Nein, ich schlief wie ein Stein."

Ein Dieb . . . ein Einbrecher? Der Gedanke wirkte wie ein beschwichtigendes Betäubungsmittel auf Erik ein. Seine aufrührerischen Nerven begannen sich allmählich zu beruhigen. Der Mann war also vielleicht einer von den nächtlichen Marodeuren, die leerstehende Villen heimsuchen? Im Schlaf hatte Erik ihn im Hause herumschleichen hören . . . Schlafend war er aufgestanden, hatte den Mann auf dem Flur überrascht, eine Waffe von der Wand herabgerissen und ihn angegriffen? Das war mehr als wahrscheinlich, war die einzige denkbare Erklärung. Aber nichts konnte die entsetzliche Wahrheit vermindern oder bemänteln, daß er einen Menschen getötet hatte!

„Zieh dich an!" sagte Colt. „Sorge dafür, daß du keine Fingerabdrücke hinterläßt. Wasch dir gründlich die Hände, laß das Wasser rinnen, trockne dich mit deinem Taschentuch ab und rühre dann nichts mehr an."

Dabei zog er selbst seine Handschuhe an, holte ein Handtuch, das er anfeuchtete, und rieb alles damit ab, was sie angefaßt hatten: Gläser, Flaschen, Tischplatte, Türgriffe und Degengriff. Er ging langsam herum und musterte alles, riß sogar das Bettzeug auseinander. Dann lief er nach unten und kehrte mit einem triefenden Scheuerbesen zurück, mit dem er die verräterischen Fußspuren rasch und gründlich beseitigte. Nachdem er sich noch einmal genau umgesehen hatte, gab er sich zufrieden und fragte: „Bist du fertig? Dann komm!"

Erik gehorchte willenlos, mit einer dumpfen Empfindung demütiger Dankbarkeit gegen Colt, der ohne Zögern den Befehl übernommen hatte. Er warf noch einen scheuen Blick auf den Toten.

„Müßten wir nicht . . . irgendwie . . ."

„Den müssen wir liegen lassen, so wie er liegt. Seine Taschen sind leer. Der Degen muß auch bleiben, wo er hingefallen ist." Er deutete auf die leere Stelle an der Wand. „Zwei namenlose Eindringlinge, die in Streit gerieten, verstehst du? Der eine bleibt, der andere flieht. Daß wir diese Nacht hier waren, braucht niemand zu wissen. Verlaß dich auf mich! Ich habe alles genau überlegt."

Sie verließen eilends das Haus. Während Colt die Hintertür abschloß und sich mit dem Auto beschäftigte, schlenderte Erik zur Pforte hinab. Kein Mensch war zu sehen. Die Sonne war bereits vor vier Stunden aufgegangen, das Himmelsgewölbe hoch und blau, aber Erik fröstelte trotz der warmen Luft. Nichts hätte ihn vermocht, sich umzudrehen und zu den Fenstern der Villa emporzublicken, obwohl seine Gedanken beharrlich dorthin zurückwanderten — die Treppe hinauf — in den Gang hinein... Würde er jemals wieder schlafen können? Plötzlich wurde es ihm klar, daß er bisher kaum begonnen hatte, über das Geschehene nachzudenken. Wie sollte er die Sturzflut der Überlegung aushalten?

Colt fuhr auf die Landstraße hinaus. Erik schloß die Pforte und wollte einsteigen, als er Colt suchend am Gitter entlanggehen sah, wo sehr hohes Gras stand. Vor ein paar Büschen blieb er stehen und deutete stumm mit der Hand: ein leichtes Motorrad stand zwischen dem dichten Gezweig.

„Seins?" rief Erik aus.

„Natürlich! Wem sollte es sonst gehören? Ein allzu gefährlicher Fingerzeig, um ihn hier zu lassen."

„Aber . . . ein Einbrecher mit Motorrad . . .?"

„Darin sehe ich nichts Befremdendes." Colt runzelte nachdenklich die Stirn. „Wir müssen es mitnehmen."

„Wohin denn?"

„Ich habe eine Idee. Hilf mir, das Ding ins Auto hineinzuheben."

Mit vereinten Kräften gelang es, aber Erik fand, daß es bedenklich auffallend aussähe, und wollte sich nicht daneben setzen.

„Nein! Das tu' ich nicht. Es ist zu dummdreist."

„Ach was, bis jetzt hat uns doch niemand beachtet. Halt es fest! Du wirst es bald loswerden, aber hier darf es nicht bleiben. Dummdreist?" höhnte Colt. „Wenn schon! Jetzt muß alles rasch und dummdreist gemacht werden."

Fast lautlos entfernte sich das Auto. Sie ließen Stockholm immer weiter hinter sich. Dann und wann waren Häuser zu sehen, aber nirgends Menschen. Nach einer Stunde erreichten sie einen kleinen See. Da hielt Colt still, hob das Motorrad allein heraus, führte es mit fester Hand den steilen Strand hinab und ließ es ins Wasser hineinfahren. Ein Aufrauschen, und es war verschwunden. Als das Wasser sich wieder glättete, war nichts mehr davon zu sehen.

Colt lachte mit schmalen Lippen, als er das Auto rasch wieder in Gange setzte. „Meiner Ansicht nach wird die Polizei Sherlock Holmes zu Hilfe rufen müssen, wenn sie das Rad haben will."

„Sprich nicht so!" rief Erik sehr erregt. „Das klingt ja, als ob wir Verbrecher wären . . . Ich habe es doch nicht mit Bewußtsein getan. Du weißt ja, daß es . . . ein Unglück war! Ich will mich nicht drücken! Ich werde mich selbst melden!"

„Und willst du das Ganze aussagen?" Colts Stimme klang kalt und leise. „Daß wir beide uns in der Villa befanden, läßt sich wohl leicht erklären, was? Du spazierst im Schlaf in einem fremden Haus herum und stichst zufällig einen ganz unbekannten Menschen nieder — ein ganz alltägliches und logisches Ereignis, nicht wahr? Und du erwartest, daß man dir glauben wird?"

Der junge Mensch wollte antworten, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen. Ihm war, als ob Colt ihn in ein Netz eingeschnürt hätte. „Ich bin nicht schuldig", stieß er schließlich hervor.

„Und ich? Bedenke gefälligst, daß ich in derselben Lage bin wie du. Man wird uns natürlich alle beide verhaften. — Eine schöne Geschichte! Nein, danke!"

„Sie müssen mir glauben . . ."

Colt sog die Luft zischend zwischen zusammengebissenen Zähnen ein.

„Sage mir eins: bist du jemals auf Somnambulismus hin von einem Arzt untersucht worden?"

„Nein." Erik senkte den Kopf. „Das widerstrebte mir."

„Und da bildest du dir ein, daß man dir glauben wird? Begreifst du denn nicht, daß eine wahrhafte Erklärung tausendmal zweideutiger als eine unwahre wirken kann? Das kommt oft vor — und ist auch diesmal so!" Colt heftete die Augen auf seinen Begleiter, aber Erik blickte nicht auf. — „Dein Bericht wird wie eine verzweifelte, nach der Tat ersonnene Notlüge wirken. Meines Erachtens wird man dich entweder zu Gefängnis oder zu Zwangsarbeit verurteilen . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Siebenbürgenfahrt.

Von Friedrich Just.

(2. Fortsetzung.)

In Großau mit der markigen Kirchenburg geraten wir in eine heimkehrende Büffelherde. Der ungarische schwarze Büffel mit den gewaltigen krummen Hörnern und den blöden Augen, dem schreckhaften und ängstlichen Aussehen und dem schaurigen Gebrüll, gehört zu dem typischen Bilde der Sachsendörfer. Seine Haltung ist unwirtschaftlich, die Kuh geht 11 Monate trächtig und 4 Jahre währt die Reife, der Milchertrag ist gering und die Butter schlecht, und das Fleisch ist ungenießbar. Aber man hält die Büffel aus Tradition und wegen der Kräftigkeit der Milch.

Nun taucht Hermannstadt vor uns auf mit Türmen und Zinnen, umschirmt von einer mächtigen Alpenkette. Eine kleine Stadt — 33 000 Einwohner, darunter 18 000 Deutsche — von großem Ruhm. Einst schaltete hier der Comes, der Graf, der Sachsen, und vor dem „Hause der sächsischen Nation" standen 4 kleine Tannen als Zeichen seiner Residenz. Die Tannen sind jetzt verschwunden, und die Selbstregierung ist dahin. Hermannstadt heißt heute rumänisch Sibiu. Aber noch zeigt die ragende Stadtpfarrkirche mit dem hohen, mit bunten Ziegeln gedeckten Turm und den vier ihn flankierenden Ecktürmchen, dem Zeichen der Marktgerechtigkeit und des Blutbannes, das alte gotische Rathaus mit den malerischen Resten der alten Stadtbefestigung, der Brukenthalsche Palast mit dem reichhaltigen Museum das deutsche Gesicht. Und in Hermannstadt wohnt der Bischof der Sachsen, und die völkische und kulturelle Organisation aller Deutschen Rumäniens hat hier ihren Sitz. In einer ehemaligen Kapelle des alten evangelischen Friedhofs hat das „Deutsche Kulturamt in Rumänien" seine Arbeitsstelle erhalten — ein anschauliches Bild des Lebens. Unter der umsichtigen Leitung von Dr. Csaki werden alle deutschen Siedlungsgebiete Rumäniens, außer Siebenbürgen auch das Banat, die Dobrudscha, Bessarabien und die Bukowina, untereinander und mit dem deutschen Mutterlande in geistiger Verbindung und gegenseitiger Belebung gehalten durch Lehrmittel, Büchereien, Lichtbilder, Ausstellungen, Hochschulkurse, deutsche Theater, Pressedienst — unter anderen „Das Ostland", eine Zeitschrift „vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen" — Gesellschaftsreisen durch Siebenbürgen und das Banat u. a. m. „Germanissimi Germanorum", d. h. „die Deutschesten der Deutschen" sind die Siebenbürger Sachsen von Martin Opitz genannt worden. Diesen Ehrennamen will auch das jetzige Geschlecht wahren.

Um Hermannstadt liegt ein Kranz sächsischer Dörfer. Wir besuchen einige: Hammersdorf (Gusterita) mit einem deutschen Heldenfriedhofe auf hoher Bergwarte, Stolzenburg (Slimnic) mit den Ruinen einer großen Bauernburg auf ragender Höhe, Groß- und Klein-Scheuern in der Nähe von Bad Salzburg (Ocna Sibiului), wo man in Sooleteichen, alten römischen Salzgruben, im Freien wie in einer Badeanstalt baden kann.

Dabei beschauen wir auch einige Bauernhöfe. Nach mittelrheinisch-fränkischer Bauart ist das sächsische Bauernhaus mit der Schmalseite gegen die „Gasse", die so breit ist wie eine Trift, gekehrt. Am Giebel ist außer dem Namen öfters auch ein Spruch angebracht. Ich habe ein paar abgeschrieben:

Das alte Haus 200 Jahr stand
und manchen Sturm überwand.
Nun hab ich's wieder neu gemacht
und stell's in Gottes treue Wacht.
Er segne, die drin wohnen in dem Haus,
und alle, die da gehen ein und aus.

Alte Zahl 1709. Neu aufgebaut 1907 durch Johann und Katharina Henning.

*

Gebaut im Jahr 1910 Mich. und Kath. Klöß

Ech bän es Saks,
Des Stuw äs meng.
Aser Härrgott
Meg e Wachter sen!
(Ich bin ein Sachs,
diese Stube ist mein.
Unser Herrgott
Möge ein Wächter sein!)

*

Gebaut im Jahr 1707 Verbessert im Jahr 1910

Ach Gott, mein Vater, segne mich,
gib Speis' und Trank mir väterlich,
begleite mich mit deiner Liebe,
Daß mich das Unglück nie betrübe.
Das größte Glück auf dieser Welt
ist, daß uns Gott zusammen hält. Amen.

Thomas Baier.

Durch ein hohes Steintor geht's auf den Hof. Eine kleine Treppe führt zu der „Laube", einem gedeckten Vorbau über dem Eingang des hochgewölbten Kellers. Von hier gelangt man ins „Vorderhaus", den Herd- und Aufbewahrungsraum für Weizen- und Mehlsäcke und andere Gebrauchsgegenstände. Nach der „Gasse" zu öffnet sich die „Stube", nach dem Hofe die kleinere „hintere Stube". Die Einrichtungsstücke der „Stube" bestehen aus Holz, mit Rosen und Tulpen in Blau, Rot, Braun und Grün bemalt. Rechts an der Tür das Bett mit reichbestickter Bettdecke, in der Fensterecke der Tisch, dahinter an beiden Wänden Truhenbänke. Auf der anderen Seite eine ultramarinblaue Truhe mit roten Kanten und stilisierten Blumen und das „Himmelbett", eine Bettstatt, auf der bis zur Zimmerdecke „Pölster" auf „Pölster" liegt. Die Bezüge der „Pölster", der Aussteuer der Töchter, sind mit altüberlieferten Mustern von Pflanzen und Tieren rot oder gelb bestickt. In der Ecke zum „Vorhause" steht auf gedrehten Holzfüßen der „Lutherofen" aus glasierten Kacheln mit stilisierten Blumen. Unter der Zimmerdecke laufen an den Wänden lange Rahmen, auf deren Sims Teller und Schüsseln aus Zinn und Ton in bunter Reihe aufgestellt und an deren Nägeln irdene und zinnerne Krüge und Kannen alten Erbes verteilt sind. Auf den Schüsseln und Tellern sind allerlei Inschriften eingebrannt, z. B.: „Einen jeden Bissen, den du ißt, gedenk, daß du sterblich bist. Johann Kattesch. 1882." Als Wandschmuck sieht man regelmäßig die Bilder von Luther und Melanchthon. Die „hintere Stube" ist ähnlich eingerichtet und dient als Wohnung der Auszügler. Auf dem Hofe steht der Ziehbrunnen mit Schwengel und im Viereck Stallungen, Scheune und „Maiskorb".

Da wir an einem Feiertage durch die Dörfer kommen, stehen die „Gassen" im Feiertagsstaat. Die „Mägde",*) die konfirmierten Mädchen, schreiten wie Fürstinnen. Vor den weiten vielfaltigen schwarzen Tuchrock sind zwei Schürzen gebunden, eine schwarzseidene und darüber eine bestickte weiße Mullschürze. Das weiße, ebenfalls bestickte Hemd bauscht sich aus dem schwarzen Samtmieder, das mit einem oder zwei Gürteln aus Bronze oder vergoldetem Silber festgehalten wird. Von dem Gürtel fallen buntfarbige Tücher über die weiße Schürze. Über der Brust hängt das „Heftel", ein runder mit verschiedenen Steinen gezierter Metallbuckel, wie der Gürtel ein kostbares Erbstück. Den Kopf krönt der „Borten", eine hohe zylinderförmige, oben offene Röhre von schwarzem bunt besticktem Samt, von dem rückwärts flatternde Bänder und Silberbrokatborten über den langen Zopf und das Mieder hängen. Um die Schultern wird ein langes handtuchartiges Tuch genommen, das kunstvoll ausgenäht ist und wie die Mullschürze Vor- und Zunamen und Jahr der Verfertigung zeigt.

Die Frauentracht ist einfacher. Das Haupt ist in ein weißes, mehrfach gewundenes Schleiertuch gehüllt, das zu beiden Seiten an der auf den Haaren sitzenden „Bockelhaube" durch mehrere kostbare silberne oder goldene, mit echten Steinen und Perlen besetzten „Bockelnadeln" befestigt ist.

Die Männer und die „Knechte", die konfirmierten Burschen, tragen schwarze Hosen in hohen, bis zu den Knien reichenden Röhrenstiefeln. Das weiße Hemd fällt unter der schwarzen Weste zweihandbreit über die Hosen. Die kurze schwarze Jacke wird nicht zugeknöpft. Zum Kirchgang wird ein weißer kurzer oder langer „Kirchenpelz" getragen, der rot besetzt ist. Auf dem Kopf sitzt ein rauher topfartiger schwarzer Hut mit breiter Krempe mit einer Quastenschnur.

Die Alten sitzen vor den Häusern nachbarschaftsweise an langen Tischen bei besinnlichem Gespräch. Die Kinder spielen alte deutsche Kinderspiele und Reigen. Wie bei uns. Nur daß die bunte Tracht das Bild farbenfreudiger macht und die Kinder, die dieselbe Tracht wie die Erwachsenen tragen, schier als ein Märchen aus Großmutterszeit aussehen. Die jungen Burschen und Mädchen schlendern gaßauf gaßab oder warten vor dem Tanzplatze, der in größeren Orten ein überdeckter offener Dielenraum, in kleineren ein aus grünen Zweigen hergerichtetes luftiges Zelt ist, auf den Beginn des „genehmigten" Tanzes. Volkstänze aber erwartet man vergeblich. Die gibt's nicht. Man tanzt hier wie überall in der Welt. Aber Volkslieder in Mundart werden gern gesungen. Als Probe sei die Anfangsstrophe eines beliebten Liedes hergesetzt:

---

*) Die Dienstmägde und Dienstknechte der Sachsen sind Rumänen. Wie der Adel, so fehlt auch die Arbeiterschicht im Sachsenvolk.

Seangtuchsklok, woll klangst te seß,
klangst mer eosem Härzen;
Alles wat ich legde meß,
lir mich et verschmärzen.

Sonntagsglocke klingst so süß,
klingst mir aus dem Herzen;
Alles, was ich leiden muß,
lehr es mich verschmerzen.

4.

Der rumänische Stiefbruder.

In einem Städtchen mit deutsch und rumänisch gemischter Bevölkerung erleben wir den Beginn eines Nationalfeiertages. Es ist der 24. Mai, der Gedächtnistag für die Gefallenen des Weltkrieges. Alle Konfessionen nehmen daran teil. Darum sind nicht nur mit dem Militär die Rumänen, Schulkinder und Erwachsene, Männer und Frauen, in ihrer malerischen Tracht und mit Blumen und Fahnen auf dem Marktplatz aufmarschiert, sondern auch die deutschen Schulkinder mit ihren Lehrern und der evangelische Kirchenvorstand mit dem Stadtpfarrer und dem Kurator haben sich im großen Viereck aufgestellt. Der Kommandant erscheint und schreitet in lässigster Haltung, die Zigarette im Munde, die Front ab und besteigt die grünumsteckte Tribüne, auf der vor mehreren Bildern der orthodoxe Gottesdienst beginnt. Da die orientalische Liturgie zu lange dauert, begnügen wir uns mit dem buntfarbigen Bilde.

Am Nachmittage treffen wir auf den Schluß der Feier. Es ist in dem rein rumänischen S a l i s t e. Auf einem weiten Friedhofsplatze, der um eine alte Kapelle sich an einer Berglehne hinaufzieht, stehen Männer und Frauen malerisch gruppiert. Die Männer stecken im weißen Hemde, das über die weißen Hosen herabfällt und durch einen breiten rotledernen buntbestickten Leibgurt zusammengehalten wird. Die dunkle Jacke und der buntbestickte Pelz wird darüber geworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann, der lebendige Kreuzottern hinunterschluckte.

Vor einiger Zeit tauchte an den Ecken des Boulevard Haußmann, einer der belebtesten Straßen von Paris, eine seltsame Gestalt auf. Es war ein junger Mann, der einen Teppich vor sich ausbreitete und einen kleinen Käfig darauf niederstellte.

Die Passanten schienen ihn kaum zu beachten; dann aber nahm der junge Mann ein Tuch von dem Käfig, und man bemerkte eine Reihe von Schlangen, die lebhaft ihrem Gefängnis zu entrinnen suchten.

Die Großstädter und besonders die Pariser sind sehr neugierig. Bald blieben mehrere Spaziergänger stehen, um dem sonderbaren Treiben zuzuschauen. Jetzt wandte sich der junge Mann an sein Publikum, das von Sekunde zu Sekunde anwuchs.

„Meine Damen und Herren", rief er mit lauter Stimme, „was Sie hier sehen, sind Kreuzottern. Diese Schlangenart ist bekanntlich eine der gefährlichsten. Genauere wissenschaftliche Einzelheiten brauche ich Ihnen darüber wohl nicht zu geben. Nur erwähnen möchte ich noch, daß die Reptile aus der Schlangenzucht meiner Schwiegermutter stammen. Daß das Gift dieser Kreuzottern unbedingt tödlich ist, können Sie sich daher wohl denken . . ."

Ein lautes Gelächter des Publikums begleitete diese Worte, und der junge Mann fuhr fort:

„Meine Damen und meine Herren, ich will Ihre Aufmerksamkeit nicht länger in Anspruch nehmen, weil Sie über die Naturgeschichte der Schlangen sicherlich mehr wissen als ich. Der Grund, warum ich Ihnen die Tiere hier zeige, ist ein sehr einfacher. Ich will nämlich, meine Herrschaften, diese Kreuzottern hier vor Ihren Augen lebendig hinunterschlucken!"

Ein Murmeln durchlief die Zuschauer, und der Kreis rückte enger zusammen.

Der junge Mann packte eines der gefährlichen Reptile am Hals, daß es weit sein giftiges Maul aufsperrte. Die Frauen, die in den ersten Reihen des inzwischen auf Hunderte von Personen angewachsenen Auflaufs standen, wichen entsetzt zurück.

„Ich werde diese Schlange hier", so tönte wieder die Stimme des lächelnden Ausrufers, „vor Ihren Augen lebendig hinunterschlucken. Bevor ich das gefährliche Experiment jedoch unternehme, möchte ich an Ihren Edelmut appellieren. Denn ich bin zwar Mitglied einer Lebensversicherung, aber die Versicherungssumme wird nur im Falle meines Todes ausbezahlt. Was aber geschieht, wenn ich mir nur eine schwere Verletzung zuziehe? — Nichts, meine Damen und Herren. Darum bitte ich Sie . . ."

Man lachte und einige Geldstücke fielen auf den Teppich.

„Ich verlange nur eine geringe Summe, meine Herrschaften", ließ sich der junge Mann wieder vernehmen. „Dreißig Frank ist das Minimum, das mir jedes Auftreten einbringen muß."

Er bückte sich und zählte die Geldstücke. „Zehn — dreizehn — achtzehn — zweiundzwanzig Frank. Ich danke herzlich. Ist niemand mehr da? Unter dreißig Frank schlucke ich die Kreuzotter nicht hinunter."

Einer der Zuschauer, der es wohl eilig hatte, warf zehn Frank dazu.

„Zweiunddreißig Frank. Danke schön, meine Herrschaften. Die Vorstellung kann beginnen."

Das Publikum fühlte ein angenehmes Gruseln. Der junge Mann kniete nieder und legte den Kopf mit geöffnetem Munde weit nach hinten. Mit den Fingern der rechten Hand näherte er die Kreuzotter seinem Munde. Das Tier klammerte sich wütend um sein Handgelenk.

Einige Frauen, die wohl Angst hatten, in Ohnmacht zu fallen, lehnten sich kreidebleich an ihre Begleiter und starrten mit entgeisterten Augen auf den jungen Menschen zu ihren Füßen, der den Tod nicht zu fürchten schien.

Der junge Mann hatte die Kreuzotter seinem Munde bis auf wenige Zentimeter genähert, da wurde die Menge der atemlosen Zuschauer von den kräftigen Händen eines Schutzmannes zerteilt.

Im gleichen Augenblick sprang der junge Mann, der wohl wußte, was ihm bevorstand, entsetzt auf, legte seine Kreuzotter im Bruchteil einer Sekunde wieder in den Käfig und rannte davon, ohne natürlich das eingeheimste Geld zu vergessen. —

„Schade", riefen die Zuschauer, und betrachteten den Störenfried mit nicht gerade wohlwollenden Blicken.

„Weitergehen, Herrschaften! Gehen Sie weiter, meine Damen und Herren! Derartige lebensgefährliche Vorstellungen verstoßen gegen die guten Sitten und sind nicht erlaubt. Auseinandergehen . . ."

Es blieb dem Publikum nichts anderes übrig, als weiterzugehen. Mehr oder minder brummend und schimpfend zogen die enttäuschten Zuschauer ihres Weges. Bald jedoch hatten sie den Vorfall wieder vergessen.

Man hätte ihn wohl für immer vergessen, wenn nicht der Herr, der die zehn Frank spendiert hatte, am anderen Tage abermals dem furchtlosen Schlangenfresser begegnet wäre. Diesmal stand er an einer belebten Ecke des Boulevard Sebastopol. Wieder war eine große Zuschauermenge um ihn geschart. Wieder fielen die unvermeidlichen dreißig Frank auf den Teppich. Wieder wichen die entsetzten Frauen vor dem geifernden Maul des giftigen Reptils zurück. Wieder näherte der rätselhafte junge Mann die Kreuzotter seinem Munde bis auf wenige Zentimeter . . .

Da! — Was war denn das? Wieder tauchte im entscheidenden Augenblick der Schutzmann auf, wieder rannte der Schlangenfresser davon . . . Wieder rief der Hüter der Ordnung der Menge zu: „Weitergehen, Herrschaften . . ." Es war der gleiche Schutzmann wie bei der Vorstellung am Tage vorher!

Jetzt ging dem Herrn, der den seltsamen Vorfall zum zweiten Male beobachtete, ein Licht auf. Und er rannte zum nächsten Schutzmann, einem richtigen natürlich.

Aber es war bereits zu spät. Der junge Mensch, der lebendige Kreuzottern hinunterschlucken wollte, war verschwunden. Mit ihm das Geld und mit ihm der falsche Schutzmann, ohne Zweifel sein Helfeshelfer.

Wieviel mochten die beiden Gauner wohl mit ihrem genialen Trick verdient haben? Die Pariser Polizei weiß es nicht. Sie sucht das edle Paar heute noch . . .

Bodo M. Vogel.

Lustige Rundschau



* **Peinlich.** „Sie hatten gestern Herrenbesuch in der Küche, Anna. Das ist mir nicht angenehm." — „Denken Sie mir etwa, Madame? Aber in der Stube hatten Sie doch selbst Besuch!"

*

* **Menagerie.** „Es reguet, Herr Direktor!" — „Sakrament! Nehmen Se schnell das Zebra 'rein! Ich habe diesmal die Streifen in Aquarell angelegt."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.